

Gastkolumne

# Den Männern von heute geht es besser als je zuvor

Die Gleichberechtigung kommt zuweilen nur zäh voran. Gerade den Männern hat sie allerdings schon ziemlich viel gebracht



Katja Rost

Am Freitag ist Frauenstreik. Auch wenn nicht jede Frau etwas mit der geballten Faust anfangen kann, so sind sich doch alle einig, was das grundsätzliche Ziel der Chancengleichheit zwischen Mann und Frau betrifft. Bei den Männern ist das anders. Hinter vorgehaltener Hand jammern nicht wenige, früher sei alles besser gewesen, der Mann von heute sei nur noch ein Schatten seiner selbst. Er wisse ja nicht einmal mehr, wie er sich gegenüber Frauen verhalten solle. Der Mann scheint für sie zu einem Schochhund geworden zu sein, der nett Pfötchen gibt und allenfalls mal einen Pantoffel zerbeisst. Laut einer aktuellen Umfrage fühlt sich jeder zweite Schweizer Mann auf Arbeitsmärkten diskriminiert. Stimmt das? Befindet sich der Mann wirklich in der Krise? Tatsächlich hat heute fast nur über die Rolle der Frau diskutiert, über jene des Mannes hingegen nur selten. Und wenn, dann nur als Problemfall. Dies führt bei den Männern zu einer wachsenden Kluft zwischen Selbstwahrnehmung und Realität. Viele Männer sehen sich heute selbst als Verlierer, beruflich und privat - obwohl es ihnen besser geht als je zuvor.

Denn erstens ist der moderne Mann zunehmend frei vom Zwang, das Überleben der Familie allein sichern zu müssen. Die geschlechterspezifische Rollenverteilung,

bei der die Frau sich um Haus und Kinder kümmert, während der Mann frühmorgens aus dem Haus hechtet, um das Brot für den Tag zu verdienen, hat ausgedient. Hieraus ergeben sich für Männer eine Vielzahl neuer Wahlmöglichkeiten. Sie können etwa - ohne ihre Chancen auf Heiratsmärkten zu riskieren - Berufe mit geringerem Gehalt und weniger Aufstiegsmöglichkeiten wählen, die ihnen dafür Freude bereiten. Auch darf der moderne Mann zu Hause bei den Kindern bleiben, während sie sich um die Karriere bemüht und die Verantwortung für das Familieneinkommen trägt. Im Gegensatz zur marginalisierten Rolle der Hausfrau, die in westlichen Gesellschaften mehr und mehr ein rückschrittliches Schattendasein fristet, bekommt der moderne Mann sogar noch Applaus, wenn er zu Hause bleibt. Das ist doch phantastisch! Menschen aus vergangenen Zeiten würden gar nicht verstehen, warum wir uns heute darüber streiten, wer der Erwerbsarbeit nachgehen darf. Früher war dies ein Müssen - und zwar für den Mann.

Zweitens dürfen heute nicht nur Frauen in sogenannten Männerberufen arbeiten, sondern auch Männer in sogenannten Frauenberufen. Derzeitige Debatten drehen sich fast ausschliesslich um Männerberufe, die durch Frauen nachhaltig verändert werden. Dabei geht völlig vergessen, dass sich auch Frauenberufe wandeln. Insbesondere in den Kreativ- und Sozialberufen, die nicht nach sogenannt männlichem Verhalten wie Mut, Risikobereitschaft, Führungsanspruch oder Rationalität verlangen, setzt dieser Wandel ein. So erfährt beispielsweise der Coiffeurberuf neuerdings eine Maskulinisierung. Heute sind auch viele heterosexuelle Männer mit Leib und Seele Coiffeur. Früher undenkbar. Weitere Beispiele

Der moderne Mann bekommt sogar noch Applaus, wenn er zu Hause bleibt. Das ist doch phantastisch!

finden sich in Sozialberufen, wie etwa Kindergarten oder Primarlehrer.

Drittens weht im Bereich Lifestyle ein frischer Wind. Analog zum Tierreich, wo farbenprächige Männchen Fitness signalisieren, darf sich neuerdings auch der Mann ganz zwanglos schmücken. Eng anliegende Hosen, Ohrstecker, Make-up für den gesünderen Teint, geschminkte Augen, gezupfte Augenbrauen oder Maniküre erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Männer tragen perfekt aufeinander abgestimmte Kleidung. Bei der Frisur haben sie die Frauen punkto Styling längst überholt. Ob Buzzcut, Undercut oder Tolle, ob mittellanges oder offenes Haar, ob Dutt oder Zopf: Auf Männerköpfen tut sich etwas. In Abgrenzung zur Frau trägt Mann auch wieder Bart, natürlich optimal auf die Frisur abgestimmt. Auch die Kosmetik kommt in Fahrt. Haarstylingprodukte oder ausgefallene Düfte finden sich neuerdings auch in der Männerabteilung.

Fazit: Statt über den angeblichen Rollenverlust als Krone der Schöpfung zu jammern, sollten sich Männer über die neuen Freiräume einfach einmal freuen. Das tun sie viel zu wenig. Auf Instagram findet man viele Gruppenfotos von starken Frauen, die sich an Businessanlässen in ihren neuen, mächtigen Berufsrollen feiern. Posts von Männergruppen, die auf gemeinsamen Abenteuer ausflügen mit den Kindern ihr neu errungenes Laissez-faire zelebrieren, während ihre Frauen arbeiten, fehlen dagegen. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich das schleunigst nachholen. Spätestens dann kann von einer Marginalisierung des Mannes keine Rede mehr sein.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

## Medienkritik

### Medien sind keine Hors-sol-Tomaten



Stephan Klapproth

Es war furchterregend: alle zehn Meter ein Panzer, von dem aus ein Soldat seine Maschinenpistole anlegte. Unser Übersetzer aber lief ungeniert auf sie zu und rief fröhlich: «Radio Bernal Radio Bernal!» Das war das Zauberswort: Die Soldaten senkten die MP und winkten uns hinein ins Bukarester Gebäude, das sie eben - es war im Dezember 1989 - von den Schergen des Diktators Ceausescu befreit hatten. Drinnen erfuhren wir: «Radio Berna» war freilichtliebenden Rumänen seit dem Zweiten Weltkrieg ein Begriff als Sender, auf dessen knisternden Wellen man die ungeschminkte Wahrheit erfuhr.

Am Dienstag braucht «Radio Berna» selbst Hilfe - im Ständerat. Man weiss: Die SRG will den Berner Sender als autonomes Radiostudio aufheben und in die Zürcher Infozentrale am Leutschenbach integrieren. Tönt zunächst plausibel: Die Digitalisierung verwischt die Grenzen zwischen den Einzelmedien, und so scheint ein Infohauptquartier, das alle Schlagkraft vereinigt, das Gebot der Stunde. Was dabei vergessen geht: Jede Redaktion hat eine Seele. Natürlich liess sich die «New York Times» auch in Oslo produzieren. Und «Le Monde» in Klagenfurt. Per Digitalvernetzung kämen alle an jede Information. Aber ein Medium ist keine Hors-sol-Tomate. Andere Mitarbeitende setzen an anderen Standorten andere Themen. Die Produktionsmischolle bestimmt den Endgeschmack.

Das gilt auch für Sendungen wie das «Rendez-vous» und das «Echo der Zeit», dessen nüchterne Analysen in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts europaweit gehört wurden. Radio ist analytisch. Fernsehen ist sinnlich. Wer beides vermengt, schwächt die Analyse.

Erstaunlich: Die vorbereitende Kommission liess dem alden Suis-gesender die Zentralisierung durch. Jetzt kann nur noch der Gesamtständerat nach Zürich funken: «Freiheit für Radio Berna!»

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

## 49 Prozent

# Der Kampf ums Büroklima ist entschieden



Patrick Imhasly

Endlich ist der Sommer da. Nach einem kalten Mai hat sich die Wärme über uns ergossen. Das Leben fühlt sich schlagartig anders an - man bewegt sich langsamer, hat mehr Zeit und ist scheinbar entspannter als während der deprimierenden Wintermonate. Doch Vorsicht! Gerade Männer sollten sich von der frühommerlichen Leichtigkeit nicht einlullen lassen. Dieser Sommer könnte heisser werden, als manchem Mann lieb ist. Denn der Kampf um die Temperaturen im Büro ist entschieden - zugunsten der Frauen.

Das Ringen um die Heiheit über den Temperaturregler ist ein besonders skurriles Beispiel einer sexistischen Verschwörung. Die Empörung nährt sich in diesem Fall aus

dem Umstand, dass sich in vielen Gebäuden die Raumtemperatur laut Biophysikern nach den Wärmebedürfnissen von Männern richtet. Als Grundlage für die Berechnung der idealen Innentemperatur wird oft ein Modell benutzt, das aus den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stammt und den Stoffwechsel eines 40 Jahre alten und 70 Kilogramm schweren Mannes ins Zentrum stellt.

Jenseits aller Verschwörungstheorien lässt sich Folgendes feststellen: Das Temperaturempfinden von Frauen und Männern unterscheidet sich tatsächlich. Im Durchschnitt fühlen sich Frauen bei einer Umgebungstemperatur von etwa 25 Grad Celsius am fidelsten, Männer hingegen kommen um die 22 Grad so richtig auf Touren. Ausserdem beginnt der Körper von Frauen rund 5 Grad früher zu zittern als jener von Männern - wenn sich die Männer noch pudelwohl fühlen, bibbern die meisten Frauen bereits. Diese Differenzen kommen nicht von ungefähr. Frauen produzieren weniger Wärme als Männer, weil sie weniger Muskeln haben, die durchblutet werden müssen. Sie sind in der Regel kleiner als Männer; das bringt mit sich,

dass sie relativ zum Körpervolumen eine grössere Oberfläche aufweisen und mehr Wärme abgeben. Frauen kühlen auch deshalb schneller aus, weil sie im wahrsten Sinne des Wortes eine dünnere Haut haben.

Wer solche Empfindlichkeiten bis anhin als nebensächlich abgetan hat, täuscht sich. In einer neuen Studie haben Forscher jetzt unmissverständlich festgestellt: Das Gehirn von Frauen funktioniert bei höheren Temperaturen effizienter, die Männer ticken unter kühlen Bedingungen besser. Zu dieser Erkenntnis sind die Wissenschaftler gekommen, nachdem sie 550 Frauen und Männer im Labor bei Temperaturen von 16 bis 33 Grad verschiedenen Tests unterzogen hatten. Die Probanden mussten Matheaufgaben machen, aus der Buchstabenfolge ADEHNRSTU so viele deutsche Wörter wie möglich zusammensetzen und fiese Reflexionsaufgaben wie diese lösen: «Ein Schläger und ein Ball kosten zusammen 1 Euro 10. Der Schläger kostet 1 Euro mehr als der Ball. Wie viel kostet der Ball?»

Mit jedem Grad Temperaturanstieg erledigten die Frauen die Matheaufgaben und den Verbal-Test ein bisschen besser, bei

Das Gehirn von Frauen funktioniert bei höheren Temperaturen effizienter, die Männer ticken unter kühlen Bedingungen besser.

den Männern war das in der entgegengesetzten Richtung der Temperaturskala der Fall - allerdings deutlich weniger ausgeprägt. Einzig bei den Nachdenktests liess sich bei beiden Geschlechtern kein Temperatureffekt nachweisen. Der Schluss, den die Forscher aus ihren Experimenten ziehen, ist gender-technisch brisant. Weil die Frauen sensibler auf die Erhöhung der Temperatur reagieren als die Männer auf deren Senkung, empfehlen sie zur Förderung der Produktivität in gemeinsam genutzten Arbeitsräumen: runter mit der Leistung der Klimaanlage, rauf mit der Temperatur!

bleibt nur zu hoffen, dass das gut kommt. Im Sommer vor zwei Jahren haben finnische Forscher eine Untersuchung veröffentlicht, in der sie nachgewiesen haben, dass höhere Temperaturen verheerende Auswirkungen auf das gesellschaftliche Gefüge haben können: Je wärmer es ist, desto impulsiver verhalten sich die Menschen, soziale Interaktionen häufen sich - und das Risiko für Gewaltverbrechen steigt.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der NZZ am Sonntag.



# NZZ am Sonntag

## EU-Rahmenvertrag

### Der Ball liegt bei den Sozialpartnern

Nach der Stellungnahme des Bundesrats zum Rahmenvertrag mit der EU besteht aus zwei Gründen Anlass zur Hoffnung: Erstens findet die Landesregierung nach einigen Wirrungen zu einer kohärenten Haltung im Verhältnis zu Brüssel. Zweitens dürfte es der Schweiz helfen, dass in einem der verbliebenen umstrittenen Dossiers, dem Lohnschutz, andere Akteure am Werk sind. Der neue Präsident des Gewerkschaftsbundes, Pierre-Yves Maillard, geht weniger dogmatisch ans Werk als sein Vorgänger. Ausserdem kann Bundesrätin Karin Keller-Sutter einen Beitrag dazu leisten, das Verhältnis zwischen den Sozialpartnern zu entkrampfen. Die Sozialpartnerschaft ist eine urhelvetische Spezialität: Arbeitgeber und Arbeitnehmer einigen sich in Branchen, Unternehmen oder Regionen ohne Zutun des Staates auf Arbeitsverträge. Sie orientieren sich an den Vorgaben eines liberalen Arbeitsmarktes und tragen so zur Wettbewerbsfähigkeit des Landes bei. Es ist möglich, dass sich Arbeitnehmer und Arbeitgeber bald in einem Kompromiss finden, der die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit im Kern erhält und der von der EU akzeptiert wird. Die für die Schweizer Wirtschaft eminent wichtigen stabilen Beziehungen zur Europäischen Union könnten so fortgeführt werden. Die Schweiz sollte diese Chance nutzen. *Francesco Benini*

## Mexiko

### Trumps Machtpolitik schwächt die USA

Der neue Deal mit Mexiko werde die illegale Einwanderung massiv reduzieren oder eliminieren, twitterte US-Präsident Donald Trump am Freitag. Zuvor hatte er den Mexikanern angedroht, hohe Strafzölle auf Importe einzuführen, sollten sie den Migrantenstrom aus Zentralamerika in die USA nicht bald eindämmen. Die Mexikaner versprochen eiligst, den Grenzschutz zu verschärfen und Migranten für die Dauer des Asylverfahrens in Mexiko aufzunehmen. Was das genau heisst für Mexiko, ist noch unklar. Klar ist, dass damit das Migrationsproblem nicht eliminiert ist. Die Ursachen der Krise sind nach wie vor vorhanden. Trump nutzt bloss die wirtschaftliche Macht der USA, um dem Nachbarland seine Politik aufzuzwingen. Dabei haben die USA erst kürzlich ein Freihandelsabkommen mit Mexiko und Kanada ausgehandelt. Doch welchen Wert haben künftig Verträge, wenn sie der Stärkere brechen kann, wann immer es ihm passt? Trump schadet mit seinem Verhalten den USA. Sie verlieren als Partner an Glaubwürdigkeit. Er schwächt aber auch eine Ordnung, die auf Regeln und Abkommen basiert und in der auch schwächere Staaten ihre Rechte einfordern können. Eine Errungenschaft, welche die USA einst geschaffen hatten. *Gordana Mijuk*

## Filmquote

### Feigheit vor dem Erfolg

Jeder fünfte Film im Kino, im Fernsehen und bei den Streamingdiensten soll aus heimischem Schaffen stammen. Eine solche Filmquote fordern Schweizer Filmschaffende. Wer die Zwangsmassnahme nicht befolgt, soll gebüsst werden. Was als Schutzraum nationaler Identität verkauft wird, ist in Tat und Wahrheit eine Arbeitsplatzsicherung für eine Branche, die in den letzten Jahren schon stark gewachsen ist. Wer eine Filmquote fordert, muss der Feigheit vor dem Erfolg bezichtigt werden. Das Publikum dürstet nach guten Schweizer Filmen, das zeigen jüngst Werke wie «Wolkenbruch», «Wilder» oder «Die göttliche Ordnung». Davon wollen wir mehr. Wäre doch gelacht, würden unsere Filmschaffenden das nicht schaffen. *Peer Teuwsen*

## Chappatte



## Der externe Standpunkt

# Die Schweizer Bevölkerung vertraut der Wissenschaft – zum Glück

Das Ansehen der Forschung befinde sich auf einem Tiefpunkt, lautet eine gängige Klage. In der Schweiz erzählen die Fakten eine völlig andere Geschichte, schreiben **Philipp Burkard** und **Mike S. Schäfer**

Wissenschaft ist zentral für moderne Gesellschaften, denn sie produziert – nein, nicht die Wahrheit, aber klar das beste verfügbare Wissen für viele individuelle, institutionelle und gesellschaftliche Entscheidungen. Zugleich ist die Wissenschaft auf gesellschaftliche Unterstützung angewiesen. Es ist wesentlich, dass Bürgerinnen und Bürger, aber auch Entscheidungsträger sie für wichtig halten, ihren Nutzen erkennen, sie legitim und, nicht zuletzt, förderungswürdig finden.

Die meisten Menschen können diese Unterstützung höchstens teilweise auf eigene Erfahrungen in und mit der Wissenschaft – ihre Arbeitsweisen, ihre Mechanismen der Qualitätssicherung und ihre Ergebnisse – zurückführen. Stattdessen müssen sie auf etwas zurückgreifen, was Sozialtheoretiker als Ersatz für solche Kenntnisse beschreiben: auf Vertrauen.

Gegenwärtig rüttelt allerdings eine Problemdiagnose die wissenschaftspolitische Landschaft in der Schweiz und an vielen anderen Orten auf: Das Vertrauen in die Wissenschaft sinke, hört man in öffentlichen Debatten, in vielen Medien und auch von Forscherinnen und Wissenschaftlern selbst. Das wäre in der Tat gefährlich, denn das würde mittel- und längerfristig das wissenschaftliche System und die Evidenzbasierung unseres Handelns gefährden.

Das Paradoxe ist aber: Evidenzbasiert kann man die Vertrauenskrise der Wissenschaft nicht nachzeichnen. Die sogenannte Wissenschaftsforschung erfasst das Vertrauen der Bevölkerung in die Wissenschaft üblicherweise über repräsentative Befragungen, die es mit den «Science and Engineering Indicators» in den USA, dem Eurobarometer in der EU, dem Wissenschaftsbarometer Schweiz hierzulande und anderen Projekten in mittlerweile vielen Ländern gibt. Und all diese Studien zeichnen weder das Bild eines geringen Vertrauens in die Wissenschaft

noch die Szenerie eines grassierenden Vertrauensverlustes.

Für die Schweiz lässt sich konstatieren, dass das Vertrauen in die Wissenschaft bei 57 Prozent der Schweizer Wohnbevölkerung «hoch» oder «sehr hoch» ist – und bei lediglich 5 Prozent «gering» oder «sehr gering». 37 Prozent wählen die Mittelkategorie zwischen «hoch» und «gering». Diese Befunde kann man unterschiedlich bewerten. Festzuhalten ist aber, dass die Schweiz damit im internationalen Vergleich gut dasteht.

Während es für die Schweiz noch keine Messungen über längere Zeiträume gibt – das Wissenschaftsbarometer strebt das an –, gibt es solche Studien für andere Länder durchaus. Allerdings belegen sie keinen Vertrauensverlust: In Schweden ist das Vertrauen in die Wissenschaft seit 2003 leicht gestiegen, in Grossbritannien seit 1996. In den USA wird seit 1973 jährlich nach dem Vertrauen ins wissenschaftliche Führungspersonal gefragt, und selbst dort zeigt sich kein messbarer

Schwund, obwohl jüngst dieser Eindruck entstand und obwohl sich für andere Institutionen in den USA, etwa für die Medien, ein Vertrauensverlust zeigt.

Woran liegt das? Ist die verbreitete Wahrnehmung einer Vertrauenskrise der Wissenschaft möglicherweise ganz einfach falsch? Eine Erklärung wäre tatsächlich, dass das Vertrauen in die Wissenschaft nicht oder kaum gesunken ist. Möglicherweise sind die Zweifel und die Kritiker, die es auch früher schon gab, lediglich mutiger und lauter geworden – angetrieben durch die Möglichkeiten von Online-Medien und sozialen Netzwerken sowie öffentliche Aussagen prominenten Wissenschaftsgegner.

Eine zweite Erklärung könnte der sogenannte *science confidence gap* sein: Viele Menschen vertrauen zwar der Wissenschaft als System, aber weniger den konkreten Forschenden oder wissenschaftlichen Organisationen. Und sie sind – durchaus differenziert – bei einigen wissenschaftlichen Themen kritisch, bei anderen aber nicht.

Schliesslich könnte es sich auch um ein Messproblem handeln: Menschen, die der Wissenschaft negativ gegenüberstehen, sind möglicherweise weniger bereit, an wissenschaftlichen Befragungen teilzunehmen.

Fazit: Das öffentliche Wehklagen über eine Vertrauenskrise der Wissenschaften steht hierzulande auf schwachen Füissen. Das Vertrauen in die Wissenschaft und ihre Akteure ist weniger prekär, als teils befürchtet wird. Hinzu kommt, dass ein vollständiges, quasi blindes Vertrauen auch aus demokratietheoretischer Sicht gar nicht wünschenswert ist: Ein Teil der Entscheidungsträger, der Stakeholder, aber auch der Bürgerinnen und Bürger darf, ja muss durchaus kritisch auf die Wissenschaft und ihre Entwicklungen schauen. Ein Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wird aufgrund der rasanten wissenschaftlichen und technischen Entwicklung sogar immer wichtiger – zum Wohle der Gesellschaft, aber auch der Wissenschaft selbst.

### Philipp Burkard und Mike S. Schäfer



**Philipp Burkard** und **Mike S. Schäfer**

**Philipp Burkard, 50**, ist Geschäftsführer der national tätigen Stiftung Science et Cité sowie Beirat des Wissenschaftsbarometers Schweiz.

**Mike S. Schäfer, 42**, ist Professor für Wissenschaftskommunikation an der Universität Zürich und Mitinitiator des Wissenschaftsbarometers Schweiz.